

Kommentar

Thomas Jäkke

Die Aufrüstung zur Sicherheit



In Australien werden Zuwanderer neuerdings zu ihrer Glaubenssicherheit befragt. Der religiöse Fingerabdruck ist notwendig, um als Migrant einreisen zu dürfen. Und die USA wollen neuerdings schon lange vor der Abreise wissen, wo man zu logieren gedenkt. Viel wichtiger scheint aber zu sein, wo man sein Geld ausgibt, denn die Kreditkartenbuchungen sollen ebenso 1:1 an die US-Behörden durchgegeben werden. Isst jemand koscher, könnte er ja verdächtig sein. Isst jemand kein Schweinefleisch, trinkt er in einer Bar einen antialkoholischen „Sportsman“ oder verzehrt er arabisches Essen in Brooklyn, so schiebt er sich in die Terroristenecke. Unter dem Deckmantel der völkischen Sicherheit scheint nun endgültig der Damm gebrochen. Auch vor dem Wiener Gemeindevohnbau macht die Security-Debatte nicht halt. Die Blockwarte im meternischen Sinne haben ausgedient. Die Renitenz der Bewohner hat die Oberhand gewonnen. Sie lassen sich von autoritären Hausmeistern nichts mehr gefallen. Das jahrelange Einbetonieren von fremdenfeindlichen Parolen der heimischen rechtspopulistischen Parteien, die Xenophobie zum Programm gemacht haben, hat die Hausmeister erreicht. Nach den Ausländern sind nun Kinder dran, die im Gemeindevohnbau nichts zu suchen haben sollen. Um der Lage Herr zu werden, damit keine Papierln mehr auf den Boden geworfen werden, Mülleimer und Innenhöfe sicher werden, sollen nun Security-Männer zur Bewachung aufgestellt werden. Der Gedanke, dass dort schlecht bezahlte private Wachmänner mit Colt Dienst tun, befremdet. Und soll die Verfassungsschützer endgültig auf den Plan rufen. Nicht alles, was im Dienste der Sicherheit privat geleistet wird, ist von Gesetzgeber und Polizei erwünscht.

Alexandra Riegler

Scheinwelt im Schilderwald



Elf Warn- und Hinweisschilder sind am Zaun des kleinen Schwimmbeckens meiner Wohnanlage festgeschraubt, am Eingang des Lebensmittelladens hängen sechs. Gewitter werden hier, wie man es anderswo bei Atomunfällen vermutet, mittels Sirenen im Fernsehen angekündigt. Wenn Notfälle eintreten und etwa Unwetter Bäume auf die Straße knicken, scheint es, dass bereits wenige Augenblicke nach dem Blitzschlag orange gekleidete Menschen zur Stelle sind, die Autofahrern schützend den Weg weisen.

Die US-amerikanische Sicherheitskultur lotst, stellt Schilder auf und klopft einem vertraulich auf die Schulter. Die Überzeugung, mit genügend Umsicht alles Übel fernhalten zu können, übersetzt sich in den Alltag als Drang zur Überregulierung. Weil die Aufgabe zu groß ist, um bewältigt zu werden, ist die Umsetzung oft ungenau und redundant. Die Scheinwelt an Sicherheit, die so entsteht, half den USA zuletzt aber dabei, wieder zur Ruhe zu kommen. Man fliegt wieder ohne Sorgen und fährt U-Bahn. Was für das große Bild der weltverändernden Ereignisse als gesunde Beruhigung wirkt, gerät im täglichen Leben zur ununterbrochenen Sicherheitsberieselung, der man möglichst zu entkommen versucht. „Pass auf dich auf“, sagt man hier, wie man in Wien „Servus“ sagt. „Worauf denn?“, möchte man manchmal brüllen. Mein Zeitungszusteller deponierte heute per E-Mail, dass er nicht mehr wie vereinbart an die Haustür liefern könne, weil die Gegend unsicher sei. Neben dem beschriebenen Pool wurde vergangene Nacht geschossen, vier oder fünf Mal. Zwei Stunden vor dem Zwischenfall wollte ich ein paar Runden schwimmen. Das Schild am Tor durchkreuzte meine Pläne: Benutzung ab 22 Uhr verboten.

Leichtsinn oder Paranoia

Ich will nachts durch dunkle Straßen gehen und bei offenem Fenster schlafen. In Wien kann ich mir das noch erlauben. Anderswo wäre ich schon zehnmals ausgeraubt und zweimal tot aufgefunden worden.

Margarete Endl

„Ist da wer?“, fragt ein Mann und leuchtet mit einer Taschenlampe durch mein offenes Schlafzimmerfenster. „Ja, ich“, schreie ich aus dem Schlaf hoch. „Hier ist die Polizei. Bei ihrem Nachbarn wurde eingebrochen.“ Eine Polizistin bemerkt zu ihrem Kollegen: „Die schläft bei offenem Fenster!“ Ihr Ton besagt so viel wie: Die ist ja total deppert! Die Polizei zieht ab. Ich überlege kurz. Dann lasse ich das Fenster offen und schlafe weiter. Bei so viel Aufruhr haben sich die Einbrecher sicher schon verzogen.

Der Einbruch war einer von 421.989 angezeigten strafbaren Handlungen gegen fremdes Vermögen im Jahr 2006. Dennoch fühlen sich die Österreicher in ihren Wohnungen und Häusern sicher – zumindest bauen sie wenig Alarmanlagen ein und rüsten ihre Eingangstüren nicht zu Festungstoren auf. Obwohl das Innenministerium in seinen Statistiken der Jahre 1999 bis 2002 einen hohen Anstieg an Eigentumsdelikten verzeichnet hat. In den 1990er Jahren gab es im Schnitt jährlich 330.000 Anzeigen von strafbaren Handlungen gegen fremdes Vermögen. 2002 plötzlich 427.000. Seither leben wir auf diesem Niveau.

Viele im Bekanntenkreis müssen bereits Einbruchserlebnisse verdauen. Die gestohlene Digi-

talkamera stecken die meisten locker weg, doch die 20 Paar Handschuhe, aus Leder und aus Spitze, einige von der Oma, eines von der Hochzeit und jenes aus Milano sind unersetzlich. Am schlimmsten aber ist für viele das Gefühl, dass jemand das Schlafzimmer durchwühlt und Unterwäsche in die Hand genommen hat.

Wenig Angst

Mir wurde bisher nur Geld aus Taschen gestohlen, die ich in Lokalen achtlos am Boden abgestellt habe. Das Gefühl von Sicherheit und Bedrohung ist subjektiv. Ich habe keine Angst, wenn ich in Wien nachts allein nach Hause gehe. Ich genieße die Ruhe, kann über den vergangenen Tag meditieren. Diese Gewohnheit kann einen im Rest der Welt ziemlich lebensuntüchtig machen.

Wie 1989 in New York, als ich nach Mitternacht mit der U-Bahn von Brooklyn nach Manhattan fuhr und mehrmals beim Umsteigen durch lange Gänge spazierte – mit einem Polizisten, der, so schien es, denselben Weg wie ich hatte. Bis er mich in der U-Bahn ansprach. Und sagte, ich solle doch bitte nie mehr in irgendeinen Waggon steigen, sondern nur in den mittleren – weil dort immer ein Schaffner mitfährt. Ein Tipp, der im heute als weitgehend sicher geltenden New

York Gültigkeit hat. Ich fühle mich immer sicher, ob in Wien, Washington oder New Delhi. Und im Grunde habe ich recht. Eine Frau, die selbstsicher ist, wird nicht angegriffen. Potenzielle Täter können Angst riechen. Wie Hunde. Doch manchmal haben auch die Vorsichtigen und die Ängstlichen recht. Erst recht, wenn man sich auf fremdem Gelände bewegt. Washington hat eine der höchsten Mordraten in den USA, und wer auf Crack ist, braucht Geld sofort. Dem ist mein freundliches Lächeln egal. Ein bisschen Paranoia ist auf Reisen gesund.

So wie meine Paranoia im Straßenverkehr gesund ist. Fast 40.000 Unfälle gab es 2006 in Österreich, fast 52.000 Menschen wurden verletzt. 730 starben. Ich habe Angst auf der Straße. Viel lieber fahre ich mit dem Zug. Auch wenn es komplizierter ist und teurer und nicht so lässig wie im coolen Auto. Ich schnalle mich auf dem Rücksitz immer an, seit ich hörte, dass Prinzessin Diana im Pariser Tunnel überlebt hätte, wäre sie angeschnallt gewesen. Und ich empfinde es als leichtsinnig, wenn jemand zehn Stunden ohne Unterbrechung, übermüdet, bei Hitze oder bei Nacht in den Urlaub fährt. So eine Fahrt zu überleben ist eine Glücksfrage, wie ein Spaziergang im gefährlichen Johannesburg – meist geht es gut, manchmal geht es schief.

Karikatur der Woche



Kilian K. ©2007

Zeichnung: Kilian Kada